

Zur Tulpengeschichte der Schweiz

Autor(en): **Rieder, Marilise**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Gesellschaft für Gartenkultur**

Band (Jahr): **8 (1990)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-382171>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Marilise Rieder

Die Tulpengeschichte der Schweiz beginnt mit dem Besuch des Zürcher Stadtarztes Konrad Gessner (1516–1565) von Heinrich Herwards Garten in Augsburg (1559). Dies war sein zweiter Besuch. Als er 1545 zum ersten Mal die Lustgärten der Fugger und Herward besichtigte, fand er wenig Neues für seine Aufzeichnungen von Medizin- und Zierpflanzen. Bei diesem zweiten Besuch staunte Gessner über die vielen inzwischen eingetroffenen, seltenen und unbekannteren Gewächse, welche die Augsburger Kaufherren dank ihrer geschäftlichen Beziehungen aus Wien und Konstantinopel erhalten hatten. Gessner nennt die Tulpe, die er zum ersten Mal im Herwardschen Garten sah, «Tulipa

häufig zwischen den Gelehrten, die sich gegenseitig Studienobjekte zukommen liessen.

Der Luzerner Apotheker und Stadtschreiber Renward Cysat (1545–1614) unterhielt einen Garten am sonnigen Musegghang mitten im Reb Gelände. Seine Amtsreisen boten ihm Gelegenheit zum Botanisieren und Sammeln fremder Gewächse. Auch er pflegte regen Brief- und Pflanzenaustausch mit befreundeten Apothekern und Ärzten im In- und Ausland. «Ich habe durch mittel guter fründen lustige simplizia und gewex besonders zu der kuche und medizinen zu (dazu) bekommen, wie sy dann mir ouch (geschickt) worden, besonders us italien und franckrych ...». Venezianische Kaufleute be-

Zur Tulpengeschichte der Schweiz

2

turcorum», Tulpe der Türken, teilte sie einer Gattung der roten Lilien zu («Lilii rubentis genus»), ihrer lilienähnlichen Blätter und der Zwiebelwurzel wegen. Bei Herward erfuhr er, dass sie «keinen Samen bringt» und dass auch gelbblühende Tulpen existieren. Gessner sandte eine Abbildung dieser erstmals gesehenen Tulpe an einen Gelehrten, mit dem er Neufunde zu diskutieren pflegte.

1564 erhielt Gessner vom Basler Arzt und Botaniker Theodor Zwinger Frischpflanzen für seinen Garten, unter welchen sich gar eine Tulpe befand! Ein zuverlässiger Bote trug die Pflanzen in einer offenen, mit Erde gefüllten Kiste über den Hauenstein. Dieser Bote zirkulierte

trieben in Konstantinopel neben dem Gewürz- und Drogenhandel auch den Verkauf von Blumenzwiebeln an Besitzer von Lustgärten. 1605 blühten zum ersten Mal Tulipanen im Musegg-Garten. Cysat schreibt begeistert in sein Gartenbuch über dies «frömd und nüt gewex erst kurzlich über mör in Europam (ge)kommen». Er notiert die genauen Daten des Blühens und beobachtet weiter, dass die Tulpen-, Narzissen- und Safranzwiebeln in der fetten Gartenerde immer tiefer hinabwachsen und oft von den Mäusen gefressen wurden. Um diesem Übel abzuweichen, vergrub er Steinplatten, über welchen er die Zwiebeln in sandigem Boden einsenkte. Er erkannte auch, dass die im Frühling ge-

1 Die älteste Darstellung einer Tulpe in Europa (Konrad Gessner. – Caspari Collino Pharmacopoeo, Zürich 1560)

pflanzten Zwiebeln nicht mehr zum Blühen kamen, und setzte sie darum bereits im Herbst in den Boden. Cysat besass rote Tulpen neben grossen und kleinen gelbblühenden Arten. Von den Händlern vernahm er, dass «diese schöne gattung blumengewex in mancherley farben und sorten, doch alle der wurzel halb glych seyen». «Die tulipae werden sonst by den simplicisten Lilionarcissi genannt». Seine gelben Tulpen dufteten lieblich; nur die kleinen gelben gaben Samen. Nach 12 Jahren entdeckte Cysat auch solche bei den roten Tulpen.

Im «New vollkommentlich Kreuterbuch», einer Neuauflage des Werkes von J.Th. Tabernaemontanus durch Caspar Bauhin, dem Basler Anatomie- und Botanikprofessor (erstmal 1664 in Basel herausgegeben) figurieren vier Tulpen: *Tulipa rubra vel alba major*, *Tulipa sanguinea*, *Tulipa coccinea* und *Tulipa ramosa*, unter dem Sammelnamen Narcissenlilien oder

Tulipanen. Bauhin nimmt sich die Mühe, sie einzeln zu beschreiben mit der Begründung «weil sie jetzunder in Teutschland (gemeint ist immer das deutschsprachige Mitteleuropa inkl. Schweiz) sehr gemein sind worden». Es werden bereits bis 40 Farbvarianten gezählt, darunter früh- und spätblühende. Bauhins Holzschnitte zeigen Fruchtkapseln mit Samen neben den Tulpen.

Den Zuger Kapuziner Pater Timotheus à Roll haben wir im Bulletin 3 der GGK bereits kennen gelernt. Sein «Neues Blumen Büchlein» kam 1687 heraus, im gleichen Jahr wie H. Bauhins zweite Tabernaemontanus-Ausgabe. Pater Timotheus spricht schon von geflammt und seltenen gefüllten Tulpen. Dass die spannende Farbvariantenzucht bereits in vollem Gang ist, belegt er mit der Mär, «dass ein sonderbarer Liebhaber in der Eidgenossenschaft durch Kunst aller hochlöblicher 13 Orten Farb in sei-



nem Tulipanen-Garten zuwegen gebracht haben soll, so ich lieber glauben, als bezeugen helfen will». Seine Ratschläge teilt er gütig und brauchbar dem Leser mit: Man setze die Tulipanen in magere Erde, die man mit gutem leichtem Grund umschütten soll. Damit die Farben bei den Geflamnten frisch herauskommen, setze man sie in reinen Sand, oder bedecke ihre Zwiebeln mit solchem, so vermeidet man die Fäule. Pater Timotheus nimmt die Zwiebeln im Herbst aus dem Boden, lässt sie sorgfältig trocknen, dass die Erde abfällt und verwahrt sie in Papier gewickelt im Keller. Er bittet uns, sorgfältig vorzugehen, um die Zwiebelhäute und die anhängenden jungen «Böllelin» nicht zu verletzen oder sie, von Erde entblösst, der Sonne nicht ausgesetzt umherliegen zu lassen. Um «villfarbige Tulipanen zu ziglen» soll man sich der Samen von spätblühenden weissen Arten versichern. Auch Pater Timotheus hat beobachtet, dass die Tulpenzwiebeln immer tiefer in die Erde «verschlieffen» und regt an, sie in «ein tieffen Scherben (Blumentopf) oder Geschirr, das vil kleine Löcher am Boden hat, eingraben».

Die «Tulpomanie» hatte auch die Schweiz erfasst. Im 18. Jahrh. gehörten die Tulpen zum festen Bestand des Bauerngartens. Sie sind es zu unserer Freude bis heute geblieben. – Gewiss hatten die sogenannten «Hausbücher» dazu beigetragen. Sie enthielten neben dem Kalender mit den Mondphasen, Bauernregeln, Kapitel über Haus- und Landwirtschaft, Gartenpflege und einfache Anleitungen bei Krankheit in Haus und Stall.

Der Basler Arzt Emanuel König (1658–1731) schrieb neben rein wissenschaftlichen Büchern ein solches volkstümliches Werk: «Georgica Helvetica curiosa, oder Neucurioses Eidgenössisch Schweitzerisch Hauss Buch», Basel 1705. Es war mit dem früheren «Pflanzgart» des Berners Daniel Rhagor von 1639 das

einzigste Hausbuch der Schweiz. Beide Hausbücher waren bei der Landbevölkerung über ein Jahrhundert beliebt und von grossem Nutzen auf abgelegenen Bauernhöfen. Nach Königs Aussage «sihet man heutiges Tags bey denen Liebhabern der Blumen etliche hundert Arten von Tulipen, so an Farben unterscheiden, welche doch alle auf einerley Weise cultiviert, und lieben alle eine gute luckere sandichte Erde, einen zur Sonnen gelegenen Ort, mässige Feuchtigkeit, bleiben den Winter über im Lande (Boden), und können die Kälte wol vertragen, verändern aber leicht ihre Farben, wesswegen verständige Gärtner sie jährlich zum Anfang Julii ausheben, die Zwiebeln an einem schattichten und lufftigen Ort im Hause abtrocknen lassen, im September bey vollem Liechte wol gesäubert wieder zween Zwerch Finger tieff in eine wol umgegrabene leichte Erde setzen». Es folgen genaue Angaben über die Vermehrung durch Nebenzwiebelchen oder durch Samen. Bei letzteren dauert es zwischen 6 bis 10 Jahre bis sie blühen, wobei stets Ungewissheit herrscht über ihre Farbnuancen.

Im Garten seines Herrenhauses in Basel liess der letzte Markgraf K.W. von Baden-Durlach tausende von Tulpen pflanzen und besonders schöne Exemplare (1736) «abmalen». Er verschenkte solche «Duliba-Helgen» aus Anlass der Erneuerung seines Basler Bürgerrechts an die Zünfte. Es existieren heute noch zwei solcher «Markgrafentulpen» im Kirschgartenmuseum in Basel.

Der Zürcher Botanik-Professor Hans Schinz (1858–1941) untersuchte schweizerische Bauerngärten, um festzustellen, was an Gemüse und Kräutern gezogen wird. Er versäumte es nicht, auch die Blumen zu berücksichtigen. Dabei stellte er fest, dass die Bauern bedeutende Summen für Blumenzwiebeln aus Holland, Tulpen, Narzissen, Jonquillen und Hyazinthen, die



auch im Winter die Fenster zierten, ausgaben.

Ein anderer Botaniker schaute beim Erforschen der Pflanzenwelt auch gern hin und wieder über den Zaun eines Bauerngartens. Aus den vielen Blicken entstand schliesslich die «Geschichte des alten Bauerngartens der Basler Landschaft und angrenzender Gegenden» (1916) vom bekannten Basler Juristen und Botaniker Hermann Christ. Er zeigt den Bauerngarten, wie er noch kurz vor dem ersten Weltkrieg ausgesehen hat. Christ schreibt: «jene Liliazeen, welche um das Ende des 16. Jahrhunderts in einer ganzen Schar aus Konstantinopel über Wien auch in die Schweiz kamen, sind die Patrizier unserer Gartenpflanzen: die «Zinke» *Hya-cinthus orientalis*), die Kaiserkrone (*Fritillaria imperialis*), das «Jerusalemli» (*Lychnis chalconica*), der gelbe Frühlingskrokus (*Crocus moesiacus* = *C. aureus*), und auf breitem Raum die Tulipanen».

6

Die Tulpe wurde zu einem der beliebtesten Motive in der Volkskunst der Alpenländer. Sie lässt sich relativ leicht darstellen. Seit dem 17. Jahrhundert findet man sie in der Bauernmalerei und -schnitzkunst, auf Stickereien und in der Schönschreibekunst. Auf Senntumsgeräten der Weissküferei, figuriert sie neben Sternrosetten (Sonnensymbol) und Rauten (Symbol der Fruchtbarkeit) einzeln oder als «Lebensbaum» (ein Stengel mit drei Blüten und 2–3 Blätterpaaren als lebensspendendes Symbol). Besonders schön sind die Bouquets aus Tulpen, Nelken und Rosen der bemalten Bauernmöbel oder Liebeskästchen. Tulpen blühen auch auf Platten, Krügen und Tassen der bäuerlichen Keramik des 18. Jahrhunderts (z. B. Langnau). Im Appenzeler- und Bündnerland bilden die Tulpen fast ausschliesslich den figürlichen Schmuck der «Zierblätter»; es sind kalligraphierte Segenssprüche, Glückwünsche zu festlichen Anlässen, Patentreife, Osterbriefe. Diese kunstvoll gearbeiteten

Dokumente hingen, schön gerahmt, in den Bauernstuben.

Literatur:

Titus Burckhardt. – Schweizer Volkskunst. Basel 1941.

Hermann Christ. – Geschichte des alten Bauerngartens der Basler Landschaft. Basel 1916.

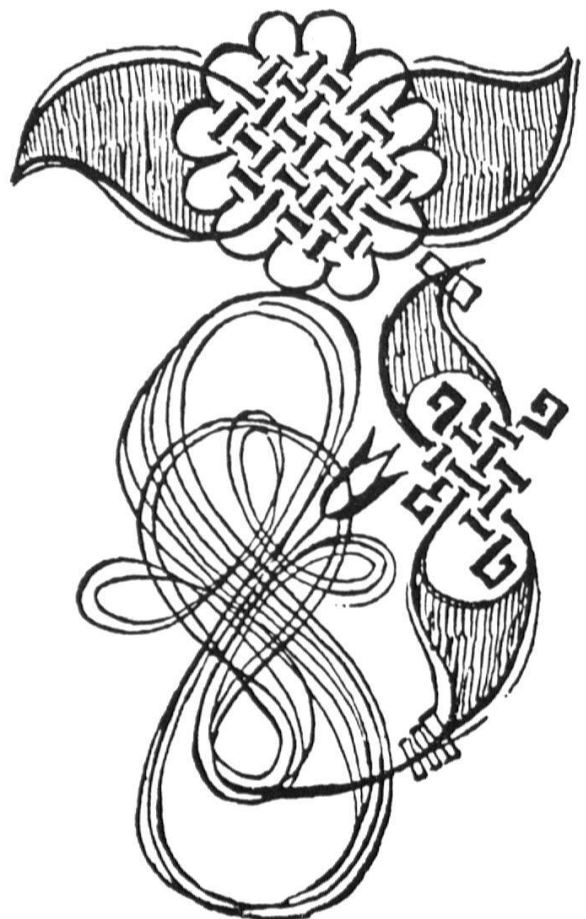
Diethelm Fretz. – Konrad Gessner als Gärtner. Zürich 1948.

Erika Gysling-Billeter. – Appenzeller Volkskunst. Zürich 1977.

Albert Hauser. – Bauerngärten der Schweiz. Zürich/München 1976.

Emanuel König. – *Georgica Helvetica curiosa*. Basel 1706.

Joseph Schmid. – Renwald Cysat. *Collectanea zur Geschichte der Stadt Luzern*, Band 1, III. Teil. Luzern 1972.



3 Initial mit Tulpe aus einer Appenzeller Osterschicht (E. Gysling-Billeter. – Appenzeller Volkskunst, Zürich 1979)